

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2019)**

Heft 4

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

Entwurf im Wettbewerb

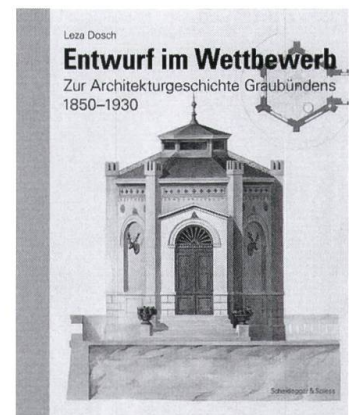
Zur Architekturgeschichte Graubündens 1850 – 1930

Dosch, Leza, Entwurf im Wettbewerb. Zur Architekturgeschichte Graubündens 1850 – 1930. Fotografie: Ralph Feiner; Gestaltung: Guido Widmer. Scheidegger & Spiess, Zürich 2019. Herausgegeben vom Institut für Kulturforschung Graubünden mit Unterstützung des Bündner Heimatschutzes.

«... dann gehen wir in die Concurrenz»

Leza Doschs Buch «Entwurf im Wettbewerb» erzählt von Graubünden im Wechsel des 19. zum 20. Jahrhundert. Der Kanton war weit weg von den Akademien und dem Puls der Zeitgeistfabriken für Architektur. So ist es bemerkenswert, wie die Geschichte des Wettbewerbs in dieser Region über sie hinausweist. Leza Doschs Buch ist anregend, vielseitig, bilderstark. Und es ist ein Bekenntnis zur Schönheit der Quellen.

Die von Plantas waren auch nach der republikanischen Revolution, die Napoleon bis nach Graubünden getragen hatte, noch grosse Grundbesitzer vom Veltlin über Graubünden bis ins Schweizer Mittelland; sie waren Händler mit weiten Netzen bis nach Ägypten und Rotterdam, und sie waren Financiers und Unternehmer im aufkommenden Fremdenverkehr in den Alpen. Scuol, St. Moritz und Bormio entstanden unter anderem aus ihrem Kapital. Und sie waren engagiert in der Politik. Andreas Rudolf von Planta (1819-1889) gehörte als liberaler Nationalrat im jungen Bundesstaat in Bern zu den Wichtigen. Also richtete er auch seinen Sitz in Samedan standesbewusst her – zurückhaltend, wie es sich für einen Protestanten gehörte, aber mit Blick auf die Bräuche der oberen Klasse, wollte er in seinem Garten ein Lusthäuschen haben. 1855 als das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich die Bauschule eröffnet, die heute die Abteilung Architektur der ETH ist, machte er sich ans Werk.



Der erste Wettbewerb

Von Plantas Gartenpavillon ist der erste Architekturwettbewerb in Graubünden. Er lud dazu Leonhard Zeugheer aus Zürich, Felix Wilhelm Kubly aus St. Gallen und Johannes Ludwig aus Chur und drei weitere nicht namentlich bekannte Architekten ein. Die sechs Entwürfe zeigen die Blüte des Historismus. Neugotik und Neurenaissance auf kleinstem Raum, Rund- und Spitzbogen, Radfenster und Akrotere, Laternen und flache Kuppeln. Und – kunstfertige Zeichnungen in Tusche und Aquarell, raffiniert koloriert, mit dramatischen Schattenwürfen – alles darauf hin kalkuliert, Punkte zu schinden. Die Pläne für den Wettbewerb – eine Seltenheit – sind alle erhalten geblieben.

Die Jury war der Andreas Rudolf von Planta allein. Er entschied sich für die Leichtigkeit. Der Pavillon von Johannes Ludwig steht auf einem Sockel wie ein Tempel, hat einen gemauerten Kern, eine hölzerne, reich verzierte Veranda, Malereien innen und aussen – er kündigt den Laubsägestil an, der bald die im Engadin aus dem Boden schießenden Hotelanlagen zieren wird – Bauten, die auch Wettbewerbsteilnehmer für das Gartenhaus entworfen haben.

Der Staat gewinnt Form aus dem Wettbewerb

Dieser Wettbewerb ist ein Kapitel im Buch mit dem sperrigen Titel «Entwurf im Wettbewerb. Zur Architekturgeschichte Graubündens 1850 – 1930». Leza Dosch, der Churer Kunst- und Architekturhistoriker, hat diese Geschichte erforscht und geschrieben. Mit elf weiteren Wettbewerben führt er uns durch einen Zeitraum, in dem Graubünden, grundlegend verändert worden ist. Die Schweiz wie wir sie heute politisch gerne haben, war eben erst gegründet, als von Planta in seinem Gartenhaus sass und auf den Piz Bernina im Horizont schaute. Der erste Wettbewerb der öffentlichen Hand galt dem «Staatsgebäude» in Chur, wo nebst der Verwaltung das Kantonsparlament und die Kantonbank untergebracht wurden – heute reicht der malerische Palast für das Tiefbauamt. Die Wettbewerbe für das Grabenschulhaus in Chur oder die Klinik Beverin in Cazis führen vor, wie die Gesellschaft Graubündens Bildung und Gesundheitswesen aufbaute. Graubünden, der Kanton, der seine archaische Geschichte langsam zur Schweiz hinführte. Dieser arme Kanton mit einer Landwirtschaft, die wenig abtrug, mit der Auswanderung vieler nach Amerika und Australien und mit dem Wechsel des Alptransits, von dem etliche bisher gut gelebt

hatten, von der Splügenstrasse zur Gotthardbahn. Dennoch ging es aufwärts – 1909 schrieb die Kantonalbank einen Wettbewerb für ihr Hauptgebäude an Churs Hauptplatz aus – 85 Architekturbüros schweizweit machten mit, Karl Moser, Ferdinand von Thiersch und Ernst Jung – massgebende Architekten – sassen in der Jury. Otto Schäfer und Martin Risch haben die Steinburg im Eingang zur Altstadt 1911 gebaut. Rasant war der Aufbau des Fremdenverkehrs, in dem die von Plantas & Co ihre Kapitalien anlegten. Wettbewerbe für die den Kanton im 20. Jahrhundert bestimmende Wirtschaft waren selten. Dennoch verführte wohl die Hoffnung auf Prestige den Direktor des Waldhauses von Flims 1901 zur Ausschreibung einer «Concurrenz», aus der einer der Leitbauten des Luxustourismus entstand – der Jugendstil-Pavillon von Emanuel von Tscharner. Pflughard, Haefeli, Chiodera, Tschudy, Gros und Hartmann – eine Parade der Grossarchitekten der Schweiz um 1900 war an den Start gegangen. Schliesslich war das 19. und frühe 20. Jahrhundert in Graubünden die Zeit des Städtebaus im Dorfformat. Alle paar Jahre brannte im Kanton ein Dorf nieder. Leza Dosch porträtiert den Wettbewerb für den Wiederaufbau von Sent – eine Fuge des Städtebaus, wo Architekten in einem vierteiligen Wettbewerb von der Anlage des Dorfes über Typenbauten für Bauernhäuser bis zu «Normalien für Türen und Fenster» ein Reparaturkunstwerk hingelegt haben.

Zwölf Ausflüge in Wettbewerbe, deren Themen Graubünden, ja die Schweiz, im Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert verändert haben, sind der Kern des Buches. Sein Schluss ist ein Katalog aller 80 Wettbewerbe, die Leza Dosch gefunden hat und sein Anfang sind eine Geschichte des Wettbewerbes und eine Erzählung über Graubündens Bauen und Leben zwischen 1850 und 1930.

Lezas Leidenschaft für die Quellen

«Ich hatte Zeichnungen des Gartenhauses der Villa Planta in Samedan zu fotografieren. Es war ungewöhnlich, dass ein Buchautor mich zu solcher Arbeit begleitet und mithilfe die Unterlagen fürs Bild einzurichten.» Ralph Feiner hat die Fotografien zum Buch gemacht. Seine kleine Reminiszenz fasst eine Essenz von Leza Doschs Arbeit zusammen. Mit grossem Aufwand war er über ein Dutzend Jahre daran. Er ist weite Kurven gefahren von der Idee, die regionalistische Architektur von der Jahrhundertwende des 19. ins 20. Jahrhundert darzustellen bis nun zu einer Geschichte des Architekturwettbewerbs.

Gewiss, von einem Historiker erwarten wir, dass er Quellen sucht, kennt und ausschöpft. Feiners beiläufige Erzählung berichtet, wie sorgfältig, neugierig und präzise sich Dosch um die Quellen seiner Geschichte gekümmert hat. Sie sind die Grundlage dessen, was er erzählen will; er sammelt sie, er macht in Randbemerkungen kleine statistische Fingerübungen, wer, was wie wo mit wem als Architekt gearbeitet hat, vor allem aber interpretiert er seine Funde und faltet sie aus zu einer Erzählung über Architektur und Graubünden. Seine Ausflüge, Vermutungen und Bezüge will er nicht spekulieren; er bindet sie an Quellen, umsichtig bis dahin, dass er seinen Fotografen ins Planarchiv begleitet, um sich zu versichern, dass auch das Abbild der Quelle im richtigen Licht erscheine.

Feiners kurzer Bericht nennt aber auch Doschs sinnliche Freude an seinen Quellen. Er reiste darum auch mit seinem Fotografen ins Engadin, um noch einmal das zeichnerische Können der Architekten zu sehen, die den Pavillon bauen wollten, den er als eines der Meisterwerke der Architektur in Graubünden preist. Ralph Feiner schloss seinen kleinen Bericht an mich, wie routiniert sein Autorenfreund die Planpapiere zur Hand genommen habe und wieder zurückgelegt, und wie distanziert das wirkte. Eine Distanz zur Quelle, die natürlich auch zum Historikerberuf gehört. Sie imprägniert die Sprache des Autors – in unaufgeregten Worten sagen, was ist. Kenntnisreich, ironisch ab und zu. Ein Buch also, das vergnüglich zu lesen ist, weil der Autor seinen Gegenstand gut kennengelernt hat, ihn gerne hat und ihn uns erzählen will, auf dass wir ihn auch mögen.

Drei Erkenntnisse

«Entwurf im Wettbewerb» erzählt von Graubünden. Der Kanton war und ist weg von den Akademien und dem Puls der Zeitgeistfabriken für Architektur. Man machte und macht hier eher nach als dass man vormacht. Dennoch ist bemerkenswert, wie die Geschichte des Wettbewerbs in dieser Region über sie hinausweist. Ich habe drei Erkenntnisse gewonnen.

Erstens. Wie sollten die demokratisch sich entwickelnden Kantone des 19. Jahrhunderts bauen? Für aristokratische Vorbilder fehlten Erfahrung, Zuspruch und Geld. Das Juryurteil, obschon eines von Experten, atmete Offenheit. Und die Offenheit der Gremien des demokratischen Staates erlaubt es den Architekten,

ihre Interessen wirksam einzubringen: keine Leiter zum staatlich benötigten Hühnerstall ohne Wettbewerb. Die demokratische Entwicklung der Schweiz ist ein Grund, warum das Wettbewerbswesen wichtig hat werden können. Eine Folge ist denn auch, dass die in Wettbewerben erfolgreichen Architekten nicht nur materiell erfolgreich sind, sondern auch kulturell den Ton angeben, Entwicklungen bestimmen und vorgeben, was gut und schlecht ist. Mustergültig taten das über ein Jahrhundert die zwei Hartmänner, Nicolaus der Ältere und dann sein Sohn, Nicolaus der Jüngere. Sie haben sich an vielen Wettbewerben beteiligt, oft erfolgreich, und machten sie nicht mit, sassen sie in der Jury.

Zweitens. Auf die Fantasie des Verfahrens drückten und drücken zwei Kräfte. Die Bauherren probieren aus Geldgründen und aus Unwissenheit alle möglichen Varianten aus. Die Sorge der Architektinnen von heute, dass der Bauherr ihren Entwurf verbilligt und verdirbt, beschäftigte ihre Vorgänger. Kaum ein Wettbewerbs-erfolg kam ungeschoren auf den Bauplatz. Und finnenreich waren die Wege der Auslober, Architekten auszuhebeln, Verbandsbestimmungen hin oder her. Dennoch setzte sich die Normierung bis hin zu den Richtlinien des SIA durch.

Es ist aber auch ein Verlust, wie die Phantasie der Verfahren eingedampft worden ist. Ein Wettbewerb wie der um den Umbau des Davoser Rathauses, wo Rudolf Gaberel als einziger Teilnehmer drei Varianten gegeneinander in eine Konkurrenz geschickt hat, gibt es ebenso wenig mehr, wie das komplizierte Gutachterverfahren für die Renovation der Kathedrale von Chur, wo nach Gutachten, Briefen, Handzetteln, Projekteingaben, geheimen Unterredungen und Winkelzügen am Schluss dennoch die Gebrüder Sulser ein schönes Projekt realisierten.

Drittens. «Ed io anche son pittore», schrieb der Architekt Etienne-Louis Boullée im 18. Jahrhundert auf seine Wettbewerbsentwürfe. Das zeichnerische und malerische Können in der Tradition der Akademie ist im 19. Jahrhundert das rhetorische Werkzeug des Architekten. Das Buch von Leza Dosch ist darum auch ein Bilderbuch – dessen Bilder schön auch etwas grösser wären das eine oder andere. Denn das Bilderkönnen bestimmte auch das der Architekten, weitab von den Akademien in den Bündner Bergen. Sie passten ihr Register der Professionalisierung von Verfahren und Juries mehr und mehr an. War der Gartenhaus-Bauherr von Planta – ein Kunst-Amateur – noch sein eigener Juror, so setzte die Architektenschaft durch, immer stärker

von ihresgleichen beurteilt zu werden. Die Zeichenkünste verblassten zu Gunsten der Konzept- und Prinzipienpläne. Verschwunden aber sind sie selbst im Computer und den Renderings nicht – Peter Zumthor kann so einnehmend zeichnen wie die sechs, die das Lusthäuschen für Andreas Rudolf von Planta fabuliert haben – auf Wirkung spielend mit der roten Tusche der eine, mit dem Licht von oben rechts der andere und mit dem von unten links der dritte.

Köbi Gantenbein

Köbi Gantenbein ist Verleger von Hochparterre, der Zeitschrift für Architektur, Landschaft und Design. Er ist Präsident der Kulturkommission von Graubünden; er lebt und arbeitet in Fläsch und Zürich. gantenbein@hochparterre.ch

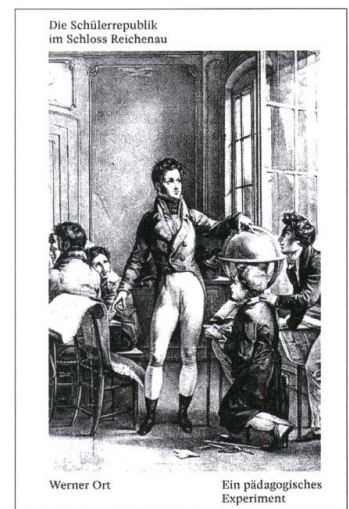
Werner Ort: Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau.

Ein pädagogisches Experiment.

Ort, Werner, Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau. Ein pädagogisches Experiment. Baden: Hier+Jetzt 2018. – ISBN 978-3-03919-463-6; 316 Seiten; 24 sw Abbildungen; Preis Fr. 39.-; auch als E-Book erhältlich.

Die im Jahr 2000 gegründete «Heinrich-Zschokke-Gesellschaft ... organisiert und bezweckt die Förderung der wissenschaftlichen und publizistischen Beschäftigung mit Heinrich Zschokke (1771–1848), seinem Werk und Wirken, seinem Kreis und seiner Zeit». Wesentlich inspiriert ist die Gesellschaft von Beginn weg vom Historiker und Germanisten Werner Ort, der 1996 mit einer Arbeit über «Heinrich Zschokke als Zeitschriftenmacher in der Schweiz» an der Universität Zürich promovierte und eine Edition des Zschokke-Briefwechsels betreut hat. Mit beeindruckender Konsequenz hat Werner Ort in den folgenden 20 Jahren das kaum überschaubare Werk und nachhaltige Wirken des Magdeburgers erforscht und in bislang vier grundlegenden Bänden dargestellt. Im Jahr 2003 folgte die Schrift «Der modernen Schweiz entgegen», welche Zschokkes politischen, kulturellen und forstkundlichen Beitrag zum Aufbau des jungen Kantons Aargau herausarbeitet. Zehn Jahre später veröffentlichte Ort seine monumentale, 710 Seiten umfassende, äusserst gründliche «Biographie» über Heinrich Zschokke, die alle irgendwie auffindbaren Quellen sichtet und zu einer dichten, strukturierten Gesamtschau vereinigt, was angesichts der immensen Schaffenskraft des über 60 Jahre tätigen Schriftstellers und Publizisten eine herausragende Leistung ist. Was in dieser Biographie auf 32 Druckseiten konzentriert werden musste, nämlich die zwei prägenden Jahre des jungen Zschokke in Graubünden, entfaltet sich in Werner Orts im Jahr 2018 edierten Studie «Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau» auf 316 Seiten.

Heinrich Zschokke, am 22. März 1771 als Sohn eines Tuchhändlers in Magdeburg geboren und früh verwaist, besuchte das Gymnasium und entschied sich zum Studium der Philosophie und Theologie. Schon im Alter von 16 Jahren gründete er eine erste



Zeitschrift, wirkte ab 1788 in einer Theatergruppe und verfasste Dramen und Romane. Als sich nach dem Tod Friedrich des Großen die kulturellen Möglichkeiten in Preussen verschlechterten, entschied er sich zu einer Reise durch Europa. Im August 1796 gelangte er über den Oberalppass nach Graubünden und entschloss sich, das Seminar in Reichenau zu besuchen, auf das ihn der Berner Michael von Wagner aufmerksam gemacht hatte. Hier fand er überraschend ein herausforderndes Tätigkeitsfeld, das ihn zum Bleiben veranlasste.

Das Buch über «Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau» befasst sich im Kern mit den fünf Jahren von 1793 bis 1798, in denen das «Seminar Reichenau» bestanden hat. Das in privater Trägerschaft gegründete Seminar zielte auf die gemeinsame Ausbildung von Jugendlichen beider Konfessionen im Alter von 10 bis 20 Jahren, fusste auf Erfahrungen der Vorgängerschulen Haldenstein (1761-1771), Marschlins (1771-1777) und Jenins (1786-1792) und entwickelte deren pädagogische Konzeption und einzelne Elemente in einem nächsten «pädagogischen Experiment» weiter. Heinrich Zschokke hatte an dieser Weiterentwicklung einen wesentlichen Anteil. Die besondere Herausforderung für den Autor Ort bestand darin, die teils lückenhafte, teils detailhafte, teils parteiliche Quellenlage zu sichten und in den längerfristigen und zeitgeschichtlichen Kontext und in die Biographie der handelnden Personen einzufügen, um die kurze, wechselvolle Geschichte des Reichenauer Schulinstituts sowohl in seiner inneren, spannungsreichen Entwicklung als auch in den von gesellschaftlichen und politischen Gegensätzen und Umstürzen geprägten Zeitläufen darzustellen. Entstanden ist eine ausgezeichnet abgefasste, spannend zu lesende Schrift über eine kurze Phase, einen geografisch engen Raum und eine spezifische Thematik, in der sich doch die gesamte bündnerische und europäische Geschichte und Zeitgeschichte exemplarisch verdichtet. Der Verfasser verzichtet darauf, auf diese historische Verdichtung weiter einzugehen; dem Germanisten ist es wichtiger, auf die nachfolgenden literarischen Bearbeitungen zu verweisen (S. 274-276): auf Heinrich Zschokkes Erzählung «Die Rose von Disentis» (1844) und auf Silvia Andreas «Die Namenlosen» (1922).

Besonderes Talent und hohe Professionalität beweist der Autor im Umgang mit der disparaten Quellenlage, die in gedruckten Schriften, Bildquellen, handschriftlichen Briefen, Notizen, Tabellen etc. überliefert ist. Hauptquelle ist Johann Baptista von

Tscharners Nachlass, der im Staatsarchiv des Kantons Graubünden lagert. Nach Orts Feststellungen ist er «unvollständig» und kann «nur teilweise als objektiv betrachtet werden» (S. 12). Der Verfasser versteht es, die Zuverlässigkeit der Quellen abzuschätzen, sie zu vergleichen, mit Lücken und Widersprüchen umzugehen, um zu einer überzeugenden, nachvollziehbaren Interpretation und Darstellung zu gelangen. Zum Schulalltag gibt es nur «wenige persönliche Zeugnisse und Erfahrungsberichte» (S. 149) und aus dem Unterricht nur vereinzelte Nachschriften. Besonders ergiebig sind Tscharners «Reichenauer Notata» und die nahezu lückenlosen Protokolle der wöchentlich abgehaltenen «pädagogischen Tribunale der Seminaristen». Der teils hohe Detaillierungsgrad zu Einkünften, Kosten und Schulden des Schulinstituts, zu Anzahl, Namen und Charakter der Lehrer, ihres Fächerspektrums, ihrer Gehälter etc., zur Schulleitung und zu den Schülern ergibt einen lebendigen Einblick in die fünf Jahre dieses «pädagogischen Experiments».

Werner Ort unterzieht die leitenden Schriften zu der in Entwicklung begriffenen Konzeption des Reichenauer Seminars einer sorgfältigen Analyse, sodass deren Zielsetzung und Wandel sowie Umsetzung gut nachzuvollziehen sind. Ergänzend und erklärend hält der Autor jeweils an gegebener Textstelle einen vergleichenden Rückblick auf die Vorgängerschulen in Haldenstein, Marschlins und Jenins. Der Politiker von Tscharnier hatte das Haldensteiner Seminar besucht und für seine Söhne in Jenins wiederum eine Privatschule gegründet. Der Pädagoge Johann Peter Nesemann wirkte sowohl in Haldenstein als auch in Marschlins und liess sich in bereits hohem Alter für von Tscharners jüngstes Projekt gewinnen. Beide sorgten in Reichenau für die pädagogische und betriebliche Konzeption und Kontinuität. Von Tscharnier sicherte die Finanzen zu, bevor sie beides – die finanzielle Last und die pädagogische Verantwortung – dem jungen, initiativen, doch unerfahrenen Zschokke überliessen.

Leserinnen und Leser, die sich im Speziellen für die pädagogische Konzeption und einzelne didaktische Elemente interessieren, erhalten in den einschlägigen Kapiteln sorgfältig recherchierte Aufschlüsse über deren Bedeutung und praktische Umsetzung: die neuen Lehrmittel, die Anwendung der sokratischen und katechetischen Methode im Unterricht, die politische Bildung durch Rollenspiele im Schülertribunal, die Förderung von Rhetorik durch Übungen im Deklamieren und in der Konversation,

die Disziplinierung der Schüler durch ein von ihnen selbst geleitetes «Sittengericht», auch die schwindende Akzeptanz der im Marschlinser Philanthropin verwendeten Meritentafeln zur öffentlichen Darstellung von Leistungen und Verhalten.

Wer die drei jüngeren Zschokke-Bände von Werner Ort zur Hand nimmt, ist etwas überrascht über die Wahl der Buchformate und die typografische Gestaltung. Trotz ihrer thematischen, stilistischen und forschungsmethodischen Nähe wurden die drei vom selben Autor verfassten und vom selben Verlag betreuten Werke recht unterschiedlich gestaltet, ohne dass die Begründetheit der Differenzen nachzuvollziehen wäre. Das Buch «Die Schülerrepublik» hat das Format eines schlanken Lesebuches mit übergrossen Lettern; es weist zwei verschiedene Satzspiegel auf mit unterschiedlich platzierter oder wegfallender Paginierung. Die rechtsseitig beginnenden Hauptüberschriften sind ebenso wie viele Abbildungen an den oberen und linksseitigen Rand gedrängt, was die gewählte Schriftgrösse zurücknimmt und beispielsweise für das Medaillon Seite 181 wenig Sinn macht. Hilfreich wäre ein Personen- und Ortsverzeichnis, um einzelne Textstellen rasch auffinden zu können. Der Verzicht darauf war vielleicht terminbedingt – mit der auf den 30. Oktober 2018 angesetzten Vernissage im Schloss Reichenau, die ein grosses bündnerisches Interesse an Werner Orts überzeugender Forschungsarbeit bewiesen hat.

Peter Metz

Kurzbio des Autors :

Peter Metz promovierte im Fach Pädagogik, war Dozent an der Höheren Pädagogischen Lehranstalt des Kantons Aargau und Professor an der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz in Basel. Er ist Redaktor des Bündner Jahrbuchs.